

CATY SCHUCANY, *Aquae Helveticae. Zum Romanisierungsprozess am Beispiel des römischen Baden*. Antiqua 27. Veröffentlichung der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte. Verlag Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Basel 1996. 430 Seiten, 76 Tafeln, 194 Abbildungen, 20 Beilagen, 44 Tabellen.

„Romanisierung“ ist seit etwa zwei Jahrzehnten ein Terrain zunehmend detaillierter Auseinandersetzungen mit den Folgen der römischen Expansion für die jeweiligen indigenen Kulturen. Die Forschung beleuchtet nicht mehr nur die kolonialisatorischen Leistungen der (nach VERG. Aen. 6,851 ff. von den Göttern zur Weltherrschaft bestimmten) Römer und beurteilt sie gemeinsam mit den antiken Autoren als positive Politik zivilisatorischer Entwicklung der ‚barbarischen‘ Völker, die für diese Eingriffe dankbar und augenblicklich bereit waren, die eigenen Traditionen dafür aufzugeben. Die materielle Kultur schien mit ihren reichsweit gleichen oder zumindest sehr ähnlichen Erscheinungsformen und ihrer raschen Verbreitung den Erfolg dieser sendungsbewußten Handlungsweise zu bestätigen – auf die sich wiederum europäische Kolonialmächte beriefen und damit das eigene Vorgehen rechtfertigten. Neuerdings bezieht man die Reaktionen und Verhaltensweisen der einheimischen Bevölkerungen in die Betrachtung mit ein.

Mit Analysen und Vergleichen vorrömischer und römerzeitlicher Phänomene in allen kulturellen Subsystemen, soweit sie über materielle Quellen rekonstruierbar sind, kann vor allem die Archäologie wichtige Beiträge zu diesem Thema liefern und den Unterworfenen eine eigene Stimme geben. Dieser Seitenwechsel wurde von nach-imperialistischen Reflexionen in Ethnologie und Soziologie über Abläufe und Konsequenzen von Kulturkontakten unter kolonialen Bedingungen ausgelöst und deren Problemstellungen vor allem in England und in den Niederlanden auf die Antike übertragen (Einblicke in die wichtigsten Stationen dieses Forschungszweiges geben P. W. M. FREEMAN in: D. J. MATTINGLY [Hrsg.], *Dialogues in Roman Imperialism*. *Journal Roman Arch. Suppl.* 23 [1997] 27 ff.; G. WOLF, *World Arch.* 28/3, 1997, 339 ff. – Vgl. auch W. NIPPEL, *Griechen, Barbaren und ‚Wilde‘* [1990]; B. LINKE, *Von der Verwandtschaft zum Staat* [1995] für den althistorischen Bereich).

Die Nordwestprovinzen des Imperiums sind mit ihren gut bekannten eisenzeitlichen Voraussetzungen als Experimentierfeld besonders geeignet. Wurden materielle Elemente römischer Prägung früher als Zeugnisse uneingeschränkter Affirmation römischer Lebensweise gesehen, so differenziert man heute ihren Quellenwert und fragt nach ihrer kontextuellen Aussagefähigkeit, nach ihrer Verankerung in den Normen des Alltags. Damit nähert man sich den Menschen selbst und billigt ihnen eine an ihren eigenen Vorstellungen orientierte Selektion zu. Pluralistische Ansätze und nicht selten an neuzeitlichen Parallelen entwickelte Modelle und Konzepte der Kultur- und Sozialanthropologie haben schon zu sehr spezifischen Ergebnissen geführt und lassen erkennen, daß in verschiedenen Regionen hinter der gemeinsamen römischen Fassade – allen Implikationen der Staatlichkeit – durchaus individuelle Lebensformen und Verhaltensweisen auf traditionellen Grundlagen möglich blieben (z. B. N. ROYMANS, *Tribal Societies in Northern Gaul*. *Cingula* 12 [1990]. – DERS. [Hrsg.], *From the Sword to the Plough*. *Amsterdam Arch. Stud.* 1 [1996]. – T. DERKS, *Gods, Temples and Ritual Practices* [1998]). Interessant ist mittlerweile nicht mehr nur, worin sich einzelne Regionen gleichen, sondern worin sie sich unterscheiden.

Die täglichen Interaktionen zwischen Kolonisten und Kolonisierten finden auf mehreren Ebenen statt. Während etwa die wirtschaftliche Nutzung eines eroberten Gebietes gegebenenfalls zu gemeinsamen Formen der materiellen Kultur (Siedlungen, Werkzeuge, Geräte usw., in denen sich zweckmäßige Arbeitsmethoden spiegeln) führt, können die Sphären im persönlichen Leben, in Religion oder Totenbrauch durchaus getrennt bleiben oder neue Normen nur partiell rezipiert werden. So mischen sich Praktiken unterschiedlicher Herkunft zu regionalen Ausprägungen hinter der Fassade. Sie sind jedoch nicht leicht zu entdecken, wenn, wie im römischen Reich, die Bausteine – Keramikausstattung, Bildersprache, Inschriften, Architektur, Urbanisierung, Stand der Technik usw. – auf allen Ebenen die gleichen sind und über die Unterschiede nur das Wie ihrer Verwendungen, ihre neue kulturelle Definition, regionale Nuancen ihrer Nutzung Auskunft geben. Fehlt etwa eine Gattung römischer Objekte in einem Gebiet, so neigt man dazu, dies mit mangelnder Wirtschaftskraft zu erklären; man könnte auch Desinteresse oder Ablehnung in Erwägung ziehen.

Erstaunlich ist die Geschwindigkeit, mit der in den westlichen Provinzen nahezu gleichzeitig sowohl die Bausteine als auch die Fassade zur gemeinsamen Kommunikationsbasis wurden, womit das Imperium seine scheinbare Uniformität erhielt. Wie konnte das geschehen? Der (seit M. MILLETT, *The Romanization of Roman Britain* [1990]) oft wiederholte Verweis auf die einheimischen Eliten, die durch ihre aktive Mitarbeit in Verwaltung und Armee sowohl dem römischen Staat den Weg zur Herrschaft geebnet als auch auf diese Weise ihre eigene Macht gestärkt hätten, ist letztlich nichts anderes als der Rekurs auf die strapazierte Tacitus-Stelle *Agricola* 21 und trifft sicherlich nur den kleinsten Teil der Wahrheit. Denn von den neuen Konstellationen, von den immensen Ansprüchen des Staates an die Bevölkerung und von den Chancen, die wir aus den materiellen Veränderungen erschließen, waren alle Menschen betroffen. Konnte sich tatsächlich jeder so rasch mit den tiefgreifenden Transformationen des vorgeschichtlichen Gesellschafts- und Wertesystems abfinden? Die Erhaltung angestammter Strukturen im persönlichen Verhalten mag bei der sicher nicht allseits problemlosen Bewältigung der neuen Zwänge, aber auch der Attraktionen hilfreich gewesen sein.

Fakten jedoch, die auf ein Bewahren des Hergebrachten, auf konservative Haltung, gar auf Widerstand aufmerksam machen könnten, entziehen sich hinter der äußeren Form dem flüchtigen Blick und liegen vielfach im Ermessen der Interpretation. Hier helfen Erfahrungen mit den Folgen imperialistischer Akkulturation, deren Erforschung den Befindlichkeiten der betroffenen (nicht nur der privilegierten) Menschen auf die Spur zu kommen sucht. Die Anwendung solcher Denkansätze auf den Spezialfall Romanisierung hat deren Probleme schon von vielen Seiten her eingekreist und zu aufschlußreichen Facetten des Verstehens geführt (dazu u. a.: E. SCOTT [Hrsg.], *Theoretical Roman Archaeology. First conference proceedings* [1993]. – P. RUSH [Hrsg.], *Theoretical Roman Archaeology. Second conference proceedings* [1995]. – J. METZLER u. a. [Hrsg.], *Integration in the Early Roman West. International Conference Titelberg 1993* [1995]. – J. WEBSTER/N. COOPER [Hrsg.], *Roman Imperialism: post-colonial perspectives* [1996]).

Vor einer explikativen Auslegung muß die Archäologie zunächst ihr Material klassifizierend und quantifizierend so aufbereiten, daß es einen Funktionskreis, eine Bedeutungsebene (oder mehrere) erschließt. Darum ist das vorliegende Buch exemplarisch bemüht. Es ist die akribische Publikation einer Grabung in Baden bei Zürich (Kanton Aargau), die der Untersuchung mehrerer Häuser des römischen *Vicus Aquae Helveticae* (AH) galt. Der augusteische Zeitpunkt seiner Gründung, ungestörte Befunde und eine ungewöhnlich feine Stratigraphie boten gute Voraussetzungen, um an Architektur und Keramik die Veränderungen der heimischen Tradition durch das neu Hinzukommende zu studieren. Die Arbeit hatte eine lange Genese und ist deshalb trotz des neueren Erscheinungsdatums eine der ersten im Gebiet der Rheinprovinzen mit methodischer Ausrichtung auf den Prozeß der Romanisierung (vgl. M. L. OKUN, *The early roman frontier in the Upper Rhine area. BAR Internat. Ser. 547* [1989]).

Nach dem Vorwort zur Entstehung des Buches (S. 7) gibt die Zusammenfassung mit französischer und englischer Übersetzung (S. 8–14) eine knappe Vorschau auf Chronologie, Siedlungsverlauf, Baustrukturen und Funde, und sie deutet an, was unter Romanisierung zu verstehen sei: die Übernahme von Statussymbolen und die Anpassung der eigenen Kultur – hier vertreten durch Häuser und Keramik – an deren Aussehen durch Veränderung der äußeren Erscheinung (S. 9; 187 ff.; 217).

Der Einleitung (Teil I) mit Erläuterungen zur Arbeitsweise (S. 15) sowie zu Situation und Forschungsgeschichte von AH (S. 17 f.) folgt in Teil II mit Kapitel 3 („Befund“) die Beschreibung der Grabung von 1977: Lage, Größe, Topographie und vorrömische Befunde (S. 19–25), Bauperioden und Bauphasen (S. 26–49), zu deren Verständnis außer den im Text verstreuten Photos die Pläne Abb. 38–41 (S. 52–55) und vor allem die Beilagen 11–23 (S. 249–277) heranzuziehen sind. Schlußbetrachtungen (S. 49–61) fassen die Beobachtungen zu Parzellierung, Grundrissen, Maßen, Proportionen, Bautechniken und Einrichtungselementen (Feuerstellen, Öfen, Keller, Latrinen, Abfallgruben) nochmals zusammen.

In Kapitel 4 („Funde“) kommt vor allem die Keramik zur Sprache. Nach Vorbemerkungen (S. 62–65) zu Erhaltung, Auswahl (insgesamt 1906 Objekte, davon 1734 Keramikfragmente, überwiegend Ränder) und Phasenzuordnung, zu adaptierenden Scherben und Materialverlagerungen durch Baumaßnahmen wird ihre Vorlage gemäß der Definition von Romanisierung nach den entsprechenden Kriterien organisiert. Den Importen (S. 66–81) stehen regionale Produktionen gegenüber, bei denen wiederum Keramik römischer Tradition (S. 91–117), Keramik römischer Form und keltischer Technik (S. 117–123) und Keramik keltischer Tradition (S. 123–143) zu unterscheiden sind. Die „Tradition der Formen“ meint nicht so sehr spezifische Typen, sondern eher Grundformen, deren Eigenschaften und Funktionen im römisch-italischen und im keltischen Repertoire vergleichbar sind (S. 65); die „Tradition der Techniken“ meint vor allem die Textur der Oberflächen. – Wie schwer es uns fällt, den römisch-ethnozentrischen Standpunkt zu verlassen, zeigt die Wahl dieser eingespielten, an römischen Qualitätskriterien gemessenen Reihenfolge der Gliederung von *Terra sigillata* bis handgeformt; als Prozeß verstanden hätte sie bei den keltischen

Grundlagen begonnen. – Fast alle Fragmente sind als Zeichnungen abgebildet, die einzelnen Typen auf den Abb. 51–162 nach Bauphasen geordnet; Veränderungen, Entwicklungen, Laufzeiten, Abweichungen fallen sogleich ins Auge. Innerhalb dieser Abbildungsfolge sind Berechnungen der Mengenverhältnisse als Diagramme oder als zackige, nicht immer leicht zu durchschauende Kurven wiedergegeben; Grundlagen bilden die Tabellen 2–24 (S. 408–416). Die übrigen Funde (Münzen, Glas, Metallobjekte usw.) schließen sich nach Materialgruppen geordnet an (S. 142–159).

Kapitel 5 („Die Fundensembles und ihre Datierung“, S. 160–186) stellt die Komplexe aus den Schichtgruppen der Bauphasen zusammen, erläutert einleitend deren Zustandekommen und Aussagewert und diskutiert ihre Datierung mit Hilfe anderer Fundplätze (S. 161 Abb. 163), die Entwicklung der Waren und Typen, ihre Anteile am Gesamtbestand, Detailveränderungen, erstes Auftreten und Dauer der Nutzung. Die nach dem stratigraphischen Befund schichtweise gegrabenen Fundensembles empfehlen des öfteren eine Revision vermeintlich feststehender Datierungsansätze zugunsten längerer Laufzeiten, z. B. bei südgallischer Ware allgemein (S. 68), bei Bilderschüsseln (S. 75), dünnwandigen Bechern (S. 85) oder pompejanisch-roten Platten (S. 87). Die ganze Fülle des hier ausgebreiteten Kenntnisstandes und seine Anwendung auf AH schafft die chronologische Basis für die gesamte Grabung und deren weitere Auswertung. Alle Fundensembles werden auf Taf. 7–76 (S. 327–396) abgebildet. Diese zweite Illustrationssequenz ergänzt die erste in größerem Maßstab, beide zusammen ergeben eine ideale optische Begleitung des Textes und erschließen das Material rasch und zuverlässig.

Eine normale Grabungspublikation wäre an dieser Stelle erfolgreich und zufriedenstellend abgeschlossen worden. Hier beginnt mit Teil III („Romanisierung“, S. 187–230) die erstmals am Material einer Siedlungsgrabung konsequent durchgeführte Erörterung des Romanisierungsprozesses. Kapitel 6 („Vorbemerkungen“, S. 187–190) klärt zunächst die relevanten Begriffe: Kultur als System von Normen und Werten, mit deren Hilfe sich der Mensch in Gemeinschaft, Umwelt und Kosmos zurechtfindet; Tradition als Bündel – man könnte hinzufügen: aufeinander abgestimmter – Regeln und Verhaltensweisen, mit denen sich die Gemeinschaft identifiziert; und Romanisierung als ein Fall von Akkulturation beim Aufeinandertreffen zweier Kulturen, wobei meist die unterlegene – besser: die einfachere – von der stärkeren – bzw. komplexeren – Elemente übernimmt. Das kann unter Zwang geschehen wie bei der Christianisierung Amerikas oder freiwillig wie unter römischer Herrschaft, die – so wird unterstellt – an territorialer Sicherheit und an Steuerleistungen interessiert war, das alltägliche Leben aber wenig tangierte.

Nicht sehr glücklich ist die Wahl einer Arbeit über Peru als Vergleichsstudie, die den Eindruck erweckt, spanische Herrschaft habe dort die traditionellen Lebensweisen kaum verändert, weil die Eliten sowohl mit den neuen Machthabern kollaborierten und im Markthandel reich wurden, als auch die übrige Gesellschaft wie eh und je beherrschten und sie für sich arbeiten ließen; sie übernahmen die spanische Sprache, europäische Kleidung, Pferde und Gewehre als Statussymbole. Die übrige Bevölkerung blieb wirtschaftlich subsistent und einheimisch gekleidet und legte sich nur den Sombrero zu. Wäre spanische Herrschaft doch nur so harmlos gewesen! Akkulturation, so das Fazit, ist die Übernahme von Statussymbolen aus der als vorbildlich erachteten Kultur bei weitgehender Erhaltung indigener Strukturen.

Auf die Antike übertragen heißt das: Die Botschaft der römischen Kultur geht von Zeichen aus, die sich auf den ersten Blick durch ihre optische Wirkung zu erkennen geben müssen. Deshalb kommt es auf die äußere Erscheinung, eventuell auf die Materialbeschaffenheit an, auf die Gesamtform eher als auf Details; was nicht zu sehen ist, ist auch nicht so wichtig. Im gallorömischen AH stellt sich somit die Aufgabe, bei Architektur und Keramik zunächst die Traditionsstränge ‚keltisch‘ und ‚römisch‘ zu klären und dann die Elemente zu definieren, die den beiden Kategorien den Status ‚römisch‘ verleihen (S. 189 ff.).

Kapitel 7 („Zur keltischen Kultur der späten Latènezeit“, S. 191–195) skizziert den eisenzeitlichen Hausbau und sucht nach eventuellen Vorläufern für die Bautechnik sowie nach Vergleichsmöglichkeiten zum Keramikbestand in der Schweiz, im benachbarten Frankreich und in Deutschland. Kapitel 8 („Zur römischen Kultur in Italien“, S. 196–204) geht auf die entsprechenden Erscheinungsformen in Mittelitalien ein, zu dessen authentischer Tradition das Militär der frühen Lager gerechnet wird – etwas lebensfern vielleicht, weil Drill und Bewaffnung und ein paar italische Offiziere die Lebensweisen der andernorts rekrutierten Mannschaften nicht wesentlich beeinflusst haben müssen; wie wenig sie dies taten, zeigt das Beispiel der niederrheinischen Bataver, die trotz ihrer ungewöhnlich hohen Zahl an Auxilien zuhause nur sehr zögerlich römische Anregungen aufgriffen. Was Anmerkung 400 als „höchstens unbewußt“ konzediert, kann durchaus bewußt geschehen sein, und Dangstetten (S. 204) erweist das auch (s. u.).

Hier und schon oben bei der Beschreibung der in den Holz- und Steinbauphasen beobachteten Konstruktionsvarianten hätten schematische Skizzen die einzelnen Bautechniken evident machen können. Ebenso vermißt man bei der Keramik einige Typentafeln zur optischen Unterstützung dieser so wichtigen Ausführungen. Wohl gemerkt, die minutiöse Analyse der beiden Traditionsstränge, der sich lange Zeit (und letztlich immer noch) die Forschungslage in Italien widersetzt, ist eine wichtige Leistung des Buches, die über Bekanntes weit hinausführt. Es sei daran erinnert, daß vor drei Jahrzehnten M. Vegas ihre in der rheinischen Provinz gesammelte Keramikerfahrung darauf verwendet hatte, italisches Material

zu ordnen. Was damals als methodische Möglichkeit am Horizont auftauchte, kann erst jetzt konsequenter verfolgt werden (vgl. neuerdings M. BATS [Hrsg.], *Les céramiques communes de la Campanie et de Narbonnaise* [1996]).

In der Gegenüberstellung des latènezeitlichen Standes von Bautechnik und Keramik mit den römerzeitlichen Entsprechungen gelingt es in Kapitel 9 („Der Romanisierungsprozeß in *Aquae Helveticae*“, S. 206–217), Kontinuitäten und Brüche aufzudecken, und die weitere Entwicklung während der Kaiserzeit läßt erkennen, wo AH mit Italien Schritt hielt und wo es andere Wege ging. Kapitel 10 („Der Romanisierungsprozeß gallo-römischer Vici im Vergleich“, S. 218–230) korreliert AH mit den Kleinsiedlungen der Umgebung und deren jeweils eigenständigem Werdegang und fixiert seine Stellung in der Region.

Teil IV enthält den Katalog der Befunde (S. 231–280), dabei Zeichnungen der Profile und Plana als Beilagen 1–23, und den Katalog der Funde (S. 281–397), darin enthalten die Taf. 1–76 (S. 321–396). Es folgen eine kommentierte Liste der zum Vergleich herangezogenen Fundplätze, abermals eine Fundgrube wichtiger Informationen (S. 398–406), die Tabellen 1–44 (S. 407–422) und die Bibliographie (S. 423–429).

Die wichtigsten Ergebnisse und die auf den Romanisierungsprozeß bezogenen Gedankengänge werden im folgenden kurz referiert, ohne daß es auch nur entfernt möglich wäre, die ganze Fülle der Details anzusprechen.

ARCHITEKTUR Latènezeitliche Häuser waren einzellige Gebäude aus Pfosten mit lehmverstrichenen Flechtwerkwänden und Strohdächern. Diese einfache, seit der Bronzezeit (und im Norden bis ins frühe Mittelalter) gängige Bauweise erlaubte – nicht nur wackelige, worauf die Verf. mehrfach insistiert (S. 9; 193; 206; 208) – Konstruktionen jeder beliebigen, sich flexibel an soziale oder wirtschaftliche Bedürfnisse anpassenden Größe von der kleinsten Kate bis zum stattlichen Wohnstallhaus. Typisch für viele Regionen, so auch für die Schweiz (S. 218), waren kleine Gebäude und Gebäudegruppen, wo häusliche, bauerliche und handwerkliche Tätigkeiten in verschiedenen Hütten stattfanden. In gallischen Oppida kannte man Grundrisse mit hinter- oder nebeneinanderliegenden Räumen: man begann, die familiären Tätigkeiten unter einem Dach zusammenzuziehen. Manche Bodenbefunde werden dort als Spuren echten Fachwerkbaues interpretiert, bei dem ein Rahmenwerk aus Schwellen und verzapften Ständern das Tragegerüst bilden, zweifelsfrei sicher sind sie fast nie – es wäre wichtig, die Entstehung dieser Technik einmal zu klären. Vici als Siedlungsform waren nach Caesar in Gallien, auch bei den Helvetiern, schon üblich (S. 191); ihre Anlagen sind allerdings mangels ausreichender Grabungsergebnisse noch nicht sehr gut bekannt.

In augusteischer Zeit ist ein radikaler Bruch mit der einheimisch-keltischen Pfostenarchitektur zu verzeichnen. Gewissermaßen unvermittelt wurden in AH (und andernorts) neue Maßstäbe eingeführt und anstelle der einzelligen Hütten vergleichsweise riesenhafte Häuser mit Räumen beliebiger, nicht nur gereihter Anordnung und mit gewinkelten Gängen in neuer Fachwerktechnik auf vorher festgelegten Parzellen errichtet (S. 206 ff.). Wie in anderen Vici (S. 218), so könnte man ergänzen, gibt sich darin das gewandelte Eigentumsrecht am Boden und eine administrative Regelung zu erkennen, in den variierenden Raumaufteilungen der Gebäude dagegen die individuellen Wege der Nutzung. Planlos waren auch eisenzeitliche Siedlungen nicht, aber Ordnung schufen dort traditionelle Normen ökologischer oder ideologischer Art. In dieser als Nullpunkt verstandenen Wende begann die Romanisierung (in AH, Solothurn und Lausanne in tiberischer Zeit, in Lenzburg nach der Mitte des 1. Jhs.; S. 220).

Das älteste der an der heutigen, die antike Trasse bewahrenden „Römerstraße“ untersuchten Gebäude erweiterte um 15/20 n. Chr. den bestehenden Ort am Westrand. Vorher verlegte man eine existierende Straße um einige Meter nach Süden und planierte dabei spätaugusteische Gräber und ein frührömisches, noch aus Pfosten gebautes Grubenhaus. Grabungen in der Nachbarschaft, die im letzten Jahrzehnt des 19. Jhs. sowie in den 1960er und 1980er Jahren stattfanden (vgl. H. KOLLER / C. DOSWALD, *Aquae Helveticae*-Baden. Die Grabungen Baden Du Parc 1987/88 [1996], auf den Plänen Abb. 39–41 eingetragen), ergänzen das gegenwärtige Bild der an Heilquellen gelegenen Siedlung in einer Schleife der Limmat, wo sich die Straße von Vindonissa nach Zürich zu den Thermen hin verzweigt (S. 18 Abb. 2; 50).

Zwei Holzbauperioden (HP) mit drei bzw. einer Phase und zwei Steinbauperioden (SP) mit sechs bzw. zwei Phasen lösten einander ab und dokumentieren eine Besiedlung des außerhalb des spätantik ummauerten Bäderviertels liegenden Areals bis zum frühen (nach Grubeninhalten sogar bis zum mittleren) 3. Jh. Periodeneinschnitte bedeuten Neubau der Häuser auf veränderten Grundrissen und öfters nach neuer Parzellierung; Phasen betreffen meist nur die Innengliederung der Gebäude und die funktionalen Einrichtungs-elemente.

Zu keiner Zeit korrespondierte die Vermessung dieses Abschnittes von AH in stets unterschiedlich breite Parzellen mit der für Vici der Nordwestprovinzen typischen Streifenbebauung. Während sie in HP I mit langrechteckigen Häusern wenigstens angestrebt scheint, lehnten sich in HP II die breiten

Proportionen der Gebäude an städtische Wohnhäuser an (S. 56 f.), was nicht wie in den Vici möglichst vielen Anwohnern den Kontakt zur Verkehrsachse, sondern im Gegenteil jedem Anwohner eine möglichst breite Straßenfront sicherte. Die an Koloniestädte (August) erinnernde Parzellenbreite erscheint in SP I noch gesteigert; erst SP II am Ende der verfolgbaren Entwicklung von AH näherte sich mit der Halbierung der Grundstücke und vergrößerten Hauslängen (Verdichtung wegen eines Bevölkerungsanstiegs?) wieder dem Streifenhauskonzept (S. 50 f. Abb. 35).

Die Wände der HP bestanden aus Fachwerk (Schwellen, Ständer, Pfosten, mit Holz oder Rutengeflecht und Lehmverstrich ausgefüllte Rahmen); in HP II erscheint erstmals Verputz, der den Wänden das Aussehen von Steinmauern verlieh. In SP I waren die meisten Außenwände aus Steinen aufgemauert, für die Innenwände behielt man die Fachwerktechnik bei. In SP II gab es nur steinerne Brandmauern, die Fassaden bestanden wieder aus Fachwerk. Die ursprünglichen Lehmböden wurden allmählich durch Steinsplitterböden ersetzt, deren Anteile je Haus und Phase fluktuierten, mit einer generellen Tendenz zu steinernen Estrichen. In den SP sind Böden aus Mörtel und Holz nachweisbar, eine Fliese belegt einen Plattenboden. Die Dächer werden in den HP mit Stroh oder Schindeln eingedeckt gewesen sein, erst die Steinhäuser konnten das Gewicht von Ziegeldächern tragen. Von Anfang an gibt es Hinweise auf Obergeschosse (S. 27; 30; 41). Für gewerbliche oder kommerzielle Nutzung der Häuser durch Schmiede, Töpfer, Bäcker und Händler sprechen Öfen, Schlacken, Fehlbrände und ein Mühlstein in HP I.1 (S. 27), Schmiedeschlacken in SP I.5 (S. 42) und eingetiefe Amphoren eines Vorratslagers in SP I.6 (S. 43); ein „Spielsalon“ mit Spielsteinen, Münzen und Gläsern in SP I.2 (S. 39) wird im Rahmen von Dienstleistung interpretiert; Heizungsziegel in HP II (S. 30) und SP I.5 (S. 42) deuten einen gewissen Komfort an. Als besondere Funde können eine Birkenholztür (S. 29) und ein Holzregal (S. 32) in HP II gelten.

Romanisierung in AH heißt also vorerst: schrittweise Stabilisierung der Bauweise (Fachwerk unverputzt, Fachwerk verputzt und Steinmauern vortäuschend, Steinsockel, Steinmauern), allmähliche Verfestigung der Böden, der Dächer, der Feuerstellen, der Kellerverschalungen – das angestrebte Statussymbol war der Steinbau. Hält man die wesentlichen Züge der eisenzeitlichen Architektur dagegen (S. 191 ff.), so zeigt sich, daß auch die mehrräumigen Interieurs und die Dimensionen selbst zu den Innovationen gehörten.

Die Suche nach Vorbildern zu Straßendorf, Parzellierung, Mehrräumigkeit, Fachwerk und Steinbau beginnt in Mittelitalien (S. 196–200), wo in der Vicus-Forschung Alte Geschichte und Epigraphik bisher mehr geleistet haben als die Archäologie (vgl. J.-P. MOREL in: M. MANGIN / J.-P. PETIT [Hrsg.], *Les agglomérations secondaires* [1994] 153 ff.). Basciano-San Rustico bei Teramo/Abruzzen (Abb. 178) aus dem späten 1. Jh. v. Chr. ist eine der wenigen teilweise ergrabenen Kleinsiedlungen. Wie nicht anders zu erwarten, trifft man zu dieser Zeit in Italien sowohl geordnete Pläne an als auch große, vielräumige Häuser aus Bruchsteinmauern des jeweils örtlichen Materials in Mörtel versetzt und verputzt.

Da von hier nur ein Teil des Weges nach AH führt (Planung, Größe, Grundrißgestaltung, Steintechnik), richtet sich der Blick auf augusteische Militärlager als genuin römische Phänomene. Die Fachwerktechnik ist – nicht nur in den Lagern der Schweiz – dieselbe wie in den Vici der Frühzeit. Damit ist das Problem aber keineswegs gelöst, sondern nur verschoben: Denn woher kannten die Soldaten diese Art der Konstruktion? Gab es vielleicht Vorbilder in den steinarmen Flußauen und Ebenen Oberitaliens, das die dort rekrutierten Legionen in den Lagern entwickelten und perfektionierten?

Alles in allem macht der Vicus AH trotz seiner mutmaßlichen Annäherung an – möglich auch: wegen seines zögerlichen Verhaltens gegen – die mediterrane Steinbauweise (sofern verputztes Fachwerk tatsächlich Steinmauern vortäuschen sollte) einen ‚unentschlossenen‘ Eindruck. Die mehrfachen Änderungen in den öffentlichen Parzellenvorgaben, die ständigen Umbauten im Inneren der Häuser und letztlich doch eher ein Festhalten an der Fachwerktechnik als Voraussetzung oder zumindest Erleichterung der vielen Umbauten, dies alles spricht für einen häufigen Wechsel von Nutzung, Funktion und Besitzer.

KERAMIK Die keltische Spätlatène-Keramik der Umgebung von AH setzt sich aus Grob- und Feinkeramik zusammen. Während sich bei den groben, mehrheitlich handgemachten Näpfen und Kochtöpfen an Rändern und Verzierungen regionale Gruppen unterscheiden lassen (bei letzteren helvetische, raurakische und vindelikische Typen), sind die stets gedrehten Formen der Feinkeramik (Näpfe, Schüsseln, Flaschen, Töpfe, Tonnen, Becher) eher überregional gesamtkeltisch geprägt. Der Trend ging von vorherrschend grauem zu orangem Ton, in Latène D2 an der Schwelle zur Römerzeit hielten sie sich die Waage. Alle Gefäßformen erscheinen in beiden Farben, die typisch keltischen Dekorationstechniken (Glätt-, Kerb-, Einstichmuster, Kammstrich, Stempel, Fingernageleindrücke) aber nur bei der grauen Ware; die helltonige war mit Bemalung (Streifen) kombiniert.

Im römerzeitlichen AH gehörte fast ein Drittel des gesamten Keramikbestandes zur keltisch-stämmigen Kategorie (Tab. 20). Davon entfallen 10% auf Grob- und 19% auf Feinkeramik. Als keltische Techniken blieben Handformung (bei einem Drittel der Grobkeramik bis ins 2. Jh.), geglättete und polierte Oberflächen, Kamm- und Besenstrich, Fingertupfen, Bemalung und Stempelung in Gebrauch,

Goldglimmer kam hinzu. Bei der Grobkeramik setzten die teilweise immer handgemachten und oft mit Kammstrich dekorierten Kochtöpfe die regionaltypischen Vorgänger während der römischen Periode ungebrochen fort; römische Kochtöpfe sind kaum verwendet worden. Bei der Feinkeramik sind alle keltischen Formen ins römerzeitliche Repertoire übernommen worden. Der indigene Geschmack hing zugleich am grauen Ton, der die im Laufe der Zeit hinzukommenden hellen Tonsorten immer dominierte (S. 415 Tab. 21). Der anteilmäßige Wechsel von Tonnen, die beim Trinken die Runde machten, zu kleineren Bechern für den individuellen Gebrauch bezeichnet zweifellos eine Änderung in den Trinksitten; ebenso kann die ‚qualitative Verlagerung‘ von Näpfen zu Schüsseln (S. 210) in einem Wechsel der Funktion beim Auftragen und Konsum der Speisen begründet gewesen sein.

Die grobe Keramik Mittelitaliens – und des als italische Station einbezogenen Lagers Dangstetten – bestand im 1. Jh. v. Chr. bis in die mittlere Kaiserzeit aus einer eher glattwandigen regionalen Gebrauchskeramik für Schüsseln, Krüge, Kannen, gehenkelte Vorratstöpfe, Deckel, Teller, Dolien, Reibschalen (letztere im Norden geradezu Paradeform romanisierter Lebensweise, waren in Italien offenbar selten) und einer rauhwandigen Sorte für das Kochgeschirr. Zuerst hatten Kochtöpfe mit abgesetztem Hals und verschiedenen Randformen den Vorrang, sie waren aber in der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. bereits weitgehend von Kochschüsseln mit Horizontalrand verdrängt, seit dessen Ende dazu von Kochtellern und Backplatten fast ganz. Damit war ein Zustrom neuer und sehr spezifischer Zubereitungsarten verbunden. Zu diesen beiden helltonigen Waren kam etwas graue Keramik für Kannen und Krüge, seltener für Schüsseln, gehenkelte Vorratstöpfe und Platten. Zur Feinkeramik zählten mehrere Gattungen aus zentralen Produktionsorten, die also auch an italischen Fundplätzen als Importe gelten: Campana bis zur Zeitenwende, Terra sigillata (Schüsseln, Teller, Schälchen, Becher) zunächst aus italischen Zentren, später aus allen Reichsteilen (Südgalien, Spanien, Osten, Nordafrika), dünnwandige Schälchen und Becher mit und ohne Henkel, Lampen, die zum Küchengeschirr zählenden pompejanisch-roten Backplatten sowie Amphoren als Transportbehälter; andere als kampanische Firnisware fehlte in Italien fast ganz, unsere landläufige Firnisware der Hofheimzeit ist in gallischen Werkstätten entwickelt worden (S. 83 f.; 122 f.).

Im Vicus AH übernahm man von Anfang an alle in Italien gängigen Geschirrfornen (Kochtöpfe, Deckel, Krüge, Schüsseln, Teller, Platten, Reibschalen, Dolien) und stellte sie selbst her, zumeist aus orangefarbenem Ton, der die gleichfalls helltonigen Waren Italiens reflektiert; grauer Ton war mengenmäßig gering. Diese regionale Reproduktion des italischen Geschirrs machen in AH jedoch nur ein knappes Fünftel des Geschirrbestandes aus – gegenüber einem Drittel nach keltischem Vorbild. Erst der überraschend hohe Anteil (30 %) eingeführter Terra sigillata und lokaler Imitationen (10 %; diese waren anfangs obendrein weit häufiger als die Sigillaten selbst – eine für ‚niederrheinische Augen‘ ganz ungewöhnliche Zusammensetzung) verleiht der römischen Keramik dann doch noch entscheidendes Übergewicht. Grünlich- oder gelblichtonige Firniskeramik aus Lyon, pompejanisch-rote Platten, Amphoren aus Spanien und Gallien waren weitere wichtige Importserien. Die Importe vermehrten schlagartig die Varianten bei der Feinkeramik. Wiederum muß der Auffächerung der Formen eine Spezifizierung im Bereich des Nahrungskonsums entsprechen haben.

Zur Mischkategorie keltischer Formen mit römischem *finish* (nur 6 % der gesamten Keramik) gehören Knickwandschüsseln mit rotem Überzug auf der Außenseite und wenige kugelige, der keltischen Formtradition zugewiesene Becher mit Glanzton, die sich von den importierten durch Details in der Lippenbildung unterscheiden (S. 122). Streng genommen würden zumindest die karenierten südgallischen Bilderschüsseln Drag. 29 gleichfalls in diese Abteilung gehören, wahrscheinlich auch die oberitalischen dünnwandigen Becher, die sich dort bereits früher nach keltischen Formen richteten.

Die letzte mögliche Variante – römische Form und keltische Oberfläche – kommt ebenfalls vor, wenn TS-Imitationen anstelle des Überzuges poliert sind (S. 94). Hier wird – anders als bei den keltischen Knickwandschüsseln mit römischem Überzug und keineswegs einleuchtend – die Form für den „ersten Eindruck“ verantwortlich gemacht und die römische gegenüber der keltischen deutlich bevorzugt. Heute halten wir römische Keramik für besser, hochwertiger, vielseitiger, fortschrittlicher, also auf jeden Fall für erstrebenswert. Aber beurteilten das die damaligen Benutzer genauso? Nicht nur die polierten roten, sondern auch die schwarzen TS-Nachahmungen (S. 94), eventuell Goldglimmer und sicher Griesbewurf, Netzbarbotine und Besenstrich bei dünnwandiger und Firniskeramik sollten als keltisierende Dekorationsarten und damit (wie die Waren selbst) als Bedeutungsträger anerkannt werden.

Das von römischer Tradition abhängige Geschirr in AH, also vor allem Feinkeramik und glattwandiges Gebrauchsgeschirr, unterschied sich vom mittelitalischen Repertoire in den Anteilen einzelner und in unserem Zusammenhang besonders wichtiger Formen. In Italien gab es mehr und länger dünnwandige Keramik und viel mehr Krüge und Kannen. In AH war der Anteil der (Servier-)Schüsseln wesentlich höher, in Italien der der Platten, Kochschüsseln, Kochteller und Backplatten (pompejanisch-rot), die in Mittelitalien die Kochtöpfe verdrängt hatten, spielten in AH so gut wie keine Rolle.

Diesen Formen des Kochgeschirrs entsprechen bestimmte Zubereitungsarten: geschlossene Töpfe dienten zum Kochen in viel, offene Schüsseln zum Schmoren oder Dünsten in wenig Flüssigkeit, Teller

zum (Über-)Backen und Braten. Im Festhalten am überkommenen Kochtopf behauptete sich also traditionelles Kochen, nur Reibschalen und Dolien kamen als neue Küchengeräte hinzu. Die im keltischen Kochtopf zubereiteten Speisen (Getreide, Gemüse und Fleisch als Grütze/*puls*, Brei, Suppe oder Eintopf) wurden in AH (mit der Brühe) in Schüsseln aufgetragen, die in Kochschüsseln trockener gegarten Mahlzeiten Italiens eher auf Tellern und Platten. Keltische Kochtraditionen und Ernährungsgewohnheiten blieben also erhalten, wurden aber ergänzt mit italischen Rezepten wie den Soßen aus Kräutern und Gewürzen, die man in Mortarien zerrieb und in Sigillataschälchen anrichtete. Sie und dazu Fischsoßen und Olivenöl zu akzeptieren, verlangte gewiß eine nicht geringe mentale Bereitschaft und Offenheit. Beim Symposium war an den Bechergrößen ein verändertes Zeremoniell zu konstatieren, die Becher selbst bewahrten keltische Formen, vielleicht auch keltischen Inhalt (Bier statt Wein). – Übrigens ist eine ‚Résistance des Kochtopfes‘ auch in der *Gallia Narbonensis* und in Aquitanien konstatiert worden (BATS a. a. O. 484).

Im Gegensatz zu Italien gab es in Dangstetten (S. 204) handgemachte Kochtöpfe, mehr graue Ware bei der Feinkeramik und bei Koch- und gehenkelten Vorratstöpfen, es fehlen Kochschüsseln, dünnwandige Schälchen und Becher erscheinen ohne die italischen Henkel: dies sind nördlich-indigene und wohl gallischen Truppen zu verdankende Züge – ähnliches kann man bei der Bautechnik dann nicht ausschließen.

Die Interpretation der materiellen Kulturelemente hat uns in römisch gestaltete Häuser geführt, deren Bewohner sich keltisch ernährten und kochten, aber auch nach römischem Brauch aßen und tranken. In der Spätlatènezeit war die grobe Küchenkeramik regional differenziert und deshalb für kleinere Gemeinschaften mit spezifischen und identitätsstiftenden Vorstellungen verbunden; die Feinkeramik dagegen hob bevölkerungsübergreifende Gemeinsamkeiten hervor und zielte auf weiträumiger gültige Normen und Rituale (S. 193 ff.). Man kann die Grobkeramik auf den weiblichen Bereich der Nahrungszubereitung beziehen, dem – zumal wenn es Frauen waren, die im Rahmen der Hauswirtschaft die handgemachte Keramik herstellten – zugleich die kulturelle Abgrenzung zugefallen wäre; die Feinkeramik dagegen wird mit dem Nahrungskonsum im Kreise von Gästen, dem von Männern dominierten Bankett oder Symposium verbunden, das in der späten Eisenzeit engere Gruppenbindungen anscheinend schon überwunden hatte (vgl. z. B. C. G. CUMBERPATCH / P. W. BLINKHORN [Hrsg.], *Not so much a pot, more a way of life*. Oxbow Monogr. 83 [1997] 113 ff.; 125 ff.). Diese Dualität blieb im römerzeitlichen AH erhalten, der Anschluß an die mediterrane Welt erfolgte in erster Linie mit der als Statussymbol besonders geeigneten Feinkeramik. – Meinte man früher, Romanisierung sei der Ersatz der materiellen Elemente der keltischen Kultur durch jene der römischen auf einem höheren technischen Niveau gewesen, so ist die Entdeckung, daß dahinter womöglich indigene Strukturen des alltäglichen Lebens erhalten blieben, ein großer Fortschritt und forschungsgeschichtlich eine Betrachtungsweise des ‚post-colonialism‘.

Die Frage ist allerdings, ob die den Status ‚römisch‘ signalisierenden Zeichen nicht doch mehr veränderten als nur die Oberflächen der materiellen Kulturobjekte. Das Buch selbst und die vorbildliche Bereitstellung der Quellen regen ein paar zusätzliche Überlegungen an. Denn Keramik ist nicht nur aus der Wahrnehmung der Benutzer und auf der Bedeutungsebene der für die soziale Identität höchst wichtigen Ernährungsgepflogenheiten zu interpretieren, sondern auch aus der Sicht der Hersteller auf der ökonomischen Ebene der Produktion. Römerzeitliche Keramik ist meist eindeutig von eisenzeitlicher zu unterscheiden, weil andere Techniken ihren Habitus bestimmen. Um die gewünschten Zeichen und Statussymbole zu erzeugen, war eine grundlegende Umstellung der Produktionsstrukturen notwendig, diese wiederum sind an gesellschaftliche Bedingungen geknüpft. Zwar war schon die keltische Feinkeramik technisch ausgereifter als die grobe Variante, aber die lokale Produktion von Keramik römischer Tradition und Technik hieß, neue und kompliziertere Verfahren zu beherrschen, was naturwissenschaftliche Analysen mit präzisen Werten bestätigen würden (vgl. K. ANDREWS in: CUMBERPATCH a. a. O. 57 ff.). Die schnell drehende Töpferscheibe, bessere Öfen, vielfältige Rezepturen zur Tonaufbereitung der verschiedenen Waren und Glanztonüberzüge setzten Erfahrungen und Kenntnisse von Spezialisten voraus. Im Modus der Produktion muß daher der Wechsel von keltischen Töpfereien mit beginnender Spezialisierung, in denen Familien die Arbeitskräfte auf subsistenzergänzender Teilzeitbasis stellten, zu römischen Werkstattbetrieben mit Spezialisten und intensiver, ganzjähriger Produktion, mit hohen Investitionen in technischer Ausrüstung und mit Marktintegration stattgefunden haben. Zum Erwerb der lokalen Keramik und der Importe müssen mit der jeweils eigenen, ebenso spezialisierten Tätigkeit die Mittel erarbeitet worden sein. Der Überschuß zur Finanzierung von Gemeinschaftsaufgaben, der schon bei der in keltischen Gebieten erreichten Wirtschaftsstufe der Redistribution erzielt worden war, muß sogleich eine nicht unerhebliche Steigerung erfahren haben, um sowohl den Steuerforderungen des Staates nachkommen als auch den eigenen Bedarf decken oder gar Wünsche erfüllen zu können – hier ist von Handwerkern die Rede, nicht von Eliten: Importe waren nicht mehr nur Prestigegüter, sondern weiten Bevölkerungskreisen zugänglich.

Spezialisiertes Handwerk, technische Arbeitsteilung, Markt und Fernhandel sind Kennzeichen einer progressiven Wirtschaftsstufe, die zur Versorgung einer entsprechend differenzierten Gesellschaft in der Lage ist. Verwandtschaftsgruppen, im keltischen Stammesverband die maßgeblichen Beziehungsnetze für Erfahrungen und Traditionen, die zusammen siedelten und Landwirtschaft betrieben, zerfielen in der arbeitsteiligen römischen Gesellschaft. An ihre Stelle traten neue soziale Konstellationen wie Berufsgruppen und Korporationen, in denen Kenntnisse und Fähigkeiten weitergegeben wurden, die in Vicus oder Stadt als Fremde auf engem Raum nebeneinander wohnten, Stadtteile bildeten und ihr Umfeld gemeinsam gestalteten. Rechtliche Vorschriften lösten familiäre Verhaltensmuster ab.

Diese nachhaltige Differenzierung der Gesellschaft spiegelt sich auch in Architektur und Siedlungsformen, die wie die Keramik mehrere Bedeutungsebenen haben. Die hier analysierte Stabilisierung der Bauweise bezieht sich auf die technische Seite, deren weitere Verfolgung abermals die Spezialisierung des Handwerks aufzeigen würde. Während ein Pfostenhaus aus rohen oder wenig bearbeiteten Baumstämmen von den Mitgliedern einer Familie oder Sippe errichtet werden konnte, brauchte man zum Behauen und Verzapfen der Fachwerkbalken einen Zimmermann und weitere Fachleute für spezielle Boden- oder Dachbeläge, für Wandputz oder Steinfundamente. Ein Fachwerkhaus ist jedoch mehr als nur ein durch Veränderung der äußeren Erscheinung angeglichenes Statussymbol, es ist eine fundamental andere Konstruktionsweise. Pfostenhäuser können zwar jede beliebige Größe haben, aber jeder Pfostenbau ist ein geschlossener, immer in gleicher Weise von Wänden und Dach begrenzter Baukörper, dessen Proportionen von der Fläche des Grundrisses und von der Länge der verfügbaren Hölzer abhängen; mehr Platz kann nur durch Addition neuer Baukörper geschaffen werden. Fachwerk dagegen ist ein Baukastenprinzip. Alle Maße und Proportionen sind variabel, Anbauten sind ebenso möglich wie die Entfernung von Teilen, in der Fläche ebenso wie in der Höhe (Etagen). Wie der mediterrane Steinbau war Fachwerk einerseits flexibel an vorgegebene Grundstücke, Zuwächse, Verluste, Lücken anzupassen und andererseits an die Bedürfnisse der Bewohner. Unterschiedlichste Grundrißfiguren (*domus*, Streifenhaus, Villa, Kaserne, Tempel etc.) in beliebigen Dimensionen reagierten mühelos auf die schlagartig veränderten Ansprüche der komplexen römerzeitlichen Gesellschaft. Die Siedlungsform des Vicus reflektiert diese neuen Strukturen ebenfalls. Bauern in einem Dorf zusammenzuziehen, hätte wenig Sinn gehabt; hier wohnten und arbeiteten hauptsächlich Handwerker und Dienstleistungsbetriebe, die diesen neuen Ansprüchen genügten. Die straßenseitigen Gewerberäume erläutern den neuen Stellenwert der Wirtschaft. Die bautechnische Unterstützung von Vindonissa kann nur äußerliche Anregung gewesen sein, weil Militär oder Verwaltung neue Lebensformen ohne Bereitschaft der Bevölkerung kaum erfolgreich anordnen könnten und weil die Entwicklung auch im militärlosen Gallien ganz entsprechend verlief.

Damit waren in der Siedlungsweise gleich zwei Stufen genommen, denn ebenso gut hätte man zuerst Pfostenhäuser auf den zugewiesenen Parzellen errichten können (Schwabmünchen ist eines der wenigen, exotisch wirkenden Beispiele: Arch. Jahr Bayern 18, 1997, 114 Abb. 70). Warum gab es das nicht wenigstens als Zwischenstufe? Warum zogen alle Gallier von heute auf morgen aus ihren Pfostenhäusern in Vicushäuser um? Und wie kam ein Helvetier in AH dann in seinem Vicushaus zurecht, dessen kleinstes Zimmer seine ehemalige Hütte um ein vielfaches übertraf (S. 249 Beilagen 11; 12), in dessen Räumen und Höfen die zuvor getrennten häuslichen und wirtschaftlichen Aktivitäten unter einem Dach vereint wurden, was wiederum nicht ohne Auswirkungen auf das familiäre Leben geblieben sein kann? Setzte er darin seine Schmiedetätigkeit fort, eventuell zusammen mit oder bald abgelöst von anderen Gewerben (S. 25; 27)? Welchen Umstellungen unterzog er sich im täglichen Leben, welche wurden ihm abverlangt? Und wie erging es jenen, die nicht Fuß fassen konnten oder nicht umdenken wollten?

Dieser Sprung in eine neue Welt, in der plötzlich fast alles ‚römisch‘ war und der sich in allen westlichen Provinzen nahezu gleichzeitig vollzog, ist der Kern des Problems, den es bewußt zu machen gilt. Warum richteten sich die Menschen mit einem Male gleichsam wie Feilspäne im Magnetfeld nach den römischen Kraftlinien aus? Nur die Gestalt der Späne – wenn kulturelle Gruppen in diesem Bild von Scharen je unterschiedlich geformter Teilchen dargestellt würden – änderte sich zunächst nicht. Der Charakter dieser Gruppen verbirgt sich hinter den meist vollständig römisch überprägten Bausteinen und Kulturelementen und kann nur durch die sorgfältige Analyse des Wie ihrer Verwendung bisweilen zutage gefördert werden. Romanisierung, die Umstellung der indigenen Bevölkerungen auf römische Lebensweisen, war alles andere als ein homogener Prozeß. Sie setzte sich vielmehr zusammen aus Myriaden von Vorgängen, die vom Ergebnis her zu beschreiben, aber letztlich von der Motivation her kaum zu erklären sind, weil dahinter nicht gleichgeschaltete Interessen, sondern individuelle Entscheidungen der Menschen und Gemeinschaften standen.

Rezeptions- und Anpassungsgeschwindigkeiten und viele Vor- und Nachteile von Kulturkontakten und Kulturkonflikten wären in jüngster Zeit am Beispiel Jemen zu studieren, dessen ehemaliger Nordteil sich erst in den 1970er Jahren westlichen Einflüssen öffnete (ab sofort verstanden die Jemeniten nicht nur Autos zu fahren, sondern sie auch zu reparieren). Literarisch beschrieben ist der Fall eines um 1890 geborenen Indianers, der seine Kindheit im Stammesverband verbrachte, dann zwangsweise in eine

Missionsschule kam, später als Autodidakt die Aufnahmeprüfung in ein College schaffte, dort einer der besten Studenten wurde und schließlich in die elitäre Militärakademie Westpoint eintrat (Hauptling Büffelkind Landspeer erzählt sein Leben [1928; dt. Lamuv-TB 54, Göttingen 1987; 7. Aufl. 1994]). Für den indisch-englischen Bereich sind etwa die Romane von Rabindranath Tagore oder Mulk Raj Anand aufschlußreich, für den algerisch-französischen die von Assia Djebar, für den schwarzafrikanischen z. B. CHINUA ACHEBE, *Der Pfeil Gottes* (1965). Sie zeigen, daß Individuen auch radikalste Veränderungen verkraften und von ihnen profitieren können, sie zeigen aber auch, daß andere daran zerbrechen. Scheitern hinterläßt selten Spuren. Der gesammelte Erfolg schlägt sich in der materiellen Kultur nieder und ist archäologisch einzuholen – nicht zuletzt das demonstriert die vorbildliche, methodisch wegweisende und durch ihr Potential inspirierende Studie über *Aquae Helveticae*, auch wenn die romanisierenden Transformationen für die Menschen nicht ganz so glimpflich verlaufen sein mögen, wie es zunächst den Anschein hatte.

Bonn

Ursula Heimberg